

Leserbriefe

«Auf die Wurzeln achten»

Zur Tagung «Bio 3.0» vom 1. Dezember 2016

Mit der Ankündigung «Die Schweizer Biobranche will heute die Weichen für morgen stellen. Sie sind mit dabei!» rief das Symposium «Bio 3.0 – Visionen für die Biobranche und den Biokonsum» auf den 1. Dezember ein breites Publikum nach Bern. Neben ein paar guten Einzelbeispielen wurde die Vision 3.0 an diesem Tag jedoch nur in groben Zügen vorgestellt, kritische Fragen grosszügig ausgeklammert. Wie steht die Biobewegung zum Eingriff in die Zelle? Und wie zur zunehmenden Erdölabhängigkeit der (Bio-)Landwirtschaft? Wie zur «Vision» einer roboterisierten, GPS-gesteuerten «Bearbeitung» von Tieren und Pflanzen? Dies wären aus unserer Sicht zentrale Fragen, die hätten diskutiert werden müssen. Aber auch: Was sind die Vorstellungen und Ideale einer Biolandwirtschaft? (Wann) Sind wir bereit, Kompromisse einzugehen?

Stattdessen fokussierte die Tagung auf eine Verbreiterung des Absatzmarktes. Doch braucht es wirklich vorwiegend Überzeugungsarbeit und ein cleveres Marketing? Brauchen wir nicht vielmehr kritische Geister, klare Werte und konsequentes Handeln? Aber auch Respekt vor der Natur und Dankbarkeit gegenüber der Erde? So kann der Biolandbau eine wirklich glaubwürdige Alternative zu einer Landwirtschaft sein, die immer mehr nach industriellen Kriterien und Massstäben ausgerichtet ist und den ökonomischen Nutzen notgedrungen als einzigen Orientierungspunkt sieht.

Das «Bioland Schweiz» als Vision der Zukunft scheint uns durchaus erstrebenswert. Doch dieses Ziel dürfen wir nicht mit Kompromissen gegenüber unseren Lebensgrundlagen anstreben. Ein wachsender Baum muss auf sein Wurzelwerk achten, wenn er standhalten will. Genauso muss Landwirtschaft vom Boden, unserer lebendigen Grundlage, aus gedacht werden. Wäre es deshalb nicht auch kluge Vorausschau und Vorsorge, wenn Forschung, Beratung und Ausbildung im Agrarbereich wieder materielle und immaterielle Werte, die eine echte Agrarkultur auszeichnen, vereinen. Damit Bio 3.0 Kopf, Hand und Herz gleichermaßen einbezieht.

Claudia Meierhans und Martin Köchli, Teilnehmende an der Tagung Bio 3.0, im Namen des Bioforums Schweiz und im Namen vieler Biobäuerinnen und -bauern

«Win-win-Situation für alle»

Zum Thema «Bio und Soziales»

Ich arbeite auf einem Bauernhof mit leicht behinderten Männern. Wir bieten ihnen ein Zuhause und eine sinnvolle Arbeit. Ich bin davon überzeugt, dass die Natur eine Oase für diese Menschen ist. Der soziale Kontext und die Landwirtschaft passen gut zusammen. Ein Ziel von Bio Suisse könnte sein, diese beiden Punkte enger miteinander zu verbinden. Denkt man ganz praktisch an ein Produkt, das unter biologischen Richtlinien produziert wird und zusätzlich von Menschen mit einer Be-

einträchtigung, könnte das auch bei den Konsumenten Interesse wecken. Mehr Brücken zwischen Bio Suisse und sozialen Institutionen wären eine Win-win-Situation für die Landwirtschaft, für Konsumenten und Menschen mit Behinderung.

Daniel Röthlisberger, Affoltern im Emmental

«Mehr Visionen bitte!»

Die Bio-Suisse-Delegiertenversammlung vom April 2016 wollte nichts wissen von einer Aufstockung der zweckgebundenen Ackerbaubeiträge durch Gelder aus der allgemeinen Verbandsrechnung, obwohl klar war, dass mit den zur Verfügung stehenden Mitteln kaum die Hälfte der Ackerbauprojekte finanziert werden kann.

Just ein gutes halbes Jahr später, an der Herbst-DV, war nun plötzlich grosses Klönen und Katzenjammer angesagt, weil der – eigentlich längst herbeigesehnte – Umstellungsschub welscher Ackerbaubetriebe ab diesem Jahr nun anzurollen scheint und damit den Absatzbereich Ackerkulturen vor neue Herausforderungen stellt.

Nein, Schadenfreude ist da fehl am Platz und bringt uns schon gar nicht weiter! Indes: Statt dass jeder nur sein eigenes Gärtchen pflegt und sich nicht darum schert, was ennet des Gartenhages abgeht, wäre bei den Mitgliedorganisationen und deren Delegierten vermehrt visionäres Denken gefragt, langfristige Visionen für und in die Zukunft. Nur so kann unser Verband getrost und ungetrübt nach vorne schauen ohne Gefahr zu laufen, über kurz oder lang von der Realität eingeholt und überrollt zu werden.

Maurus Gerber, La Sagne VD

Schicken Sie uns Ihren Leserbrief bitte an redaktion@bioaktuell.ch.

BIETE

Indianerbananen! Cremige, herb-süsse Früchte mit einem Mix aus exotischen Aromen (Banane, Vanille, Ananas, Mango). Der pflegeleichte, winterharte Baum (bis -25 °C) gedeiht absolut ohne Pflanzenschutz! Interessante Frucht für Biodirektvermarkter. Infos und Pflanzenbezug bei Andreas Hess, Obstbau & Baumschule. Tel. 052 741 58 50

Zu verkaufen

2 Milchwärmer; 1 Silospitz; 1 Milchkühler Utina; 1 Schlagbügel spezial; 10 Selbsttränkebecken; 1 Schnellheizboiler; 1 Melkmaschine Alfa komplett; 1 Milcheimer und Milchwärmer; 2 Milchsiebe; 2 Milchtansen 40 l; 12 Selbsttränkebecken; 1 Strohschneider elektr.; 1 Spülgerät; 1 Einscharpflug.

Alles günstig abzugeben.

Jakob Näf, Wolfensberg 3, 9452 Hinterforst
Tel. 071 755 27 09, mittags.

Leserbrief

«Erstaunt über den Tonfall»

Die Stimmung in der Bioszene nehme ich als sehr konstruktiv wahr. Umso mehr überraschten mich die angriffigen bis unanständigen Voten an der Hauptversammlung der IG Bio Weide Beef. Ich verstehe den Unmut, doch Anschuldigungen bringen uns nicht weiter. Das Problem: Abnehmer fordern bei gleicher Fettabdeckung ein engeres Band beim Schlachtgewicht. Die Lösung liegt in emotionalen Themen: Genetik und Fütterung. Ich versuche, die gewünschten Schlachtkörper mit reinem Hinter-

wäldervieh zu produzieren. Als Mutterkuhhalter- und Züchter habe ich für jeden Verständnis, der seine Herde nicht einkreuzen will. Weiter begreife ich jeden, der bei der Fütterung auf Mais oder Getreide verzichtet und dadurch die Fettabdeckung nicht früh genug erreicht. Vor allem, wenn Energiefutter vom Tal- ins Berggebiet gekarrt wird. Hier muss der Abnehmer begreifen, dass dies dem Biogedanken widerspricht. Ich wünsche dem Vorstand Durchhaltewillen und Verhandlungsgeschick.

Res Moser, Oberstammheim ZH

Nachruf



«Von Beruf Pomologe»

Zum Tod von Bioobstbaupionier Viktor Rölli im Dezember 2016

Am 7. Dezember 2016 ist Viktor Rölli in seiner Wahlheimat Tschechien gestorben. Er hat die frühen Jahre des biologischen Niederstammobstbaus entscheidend geprägt – nach seinem Beruf gefragt, nannte er «Pomologe». 32 Jahre lang bis zu seiner Pensionierung arbeitete Viktor als Obstbauverantwortlicher in der thurgauischen Staatsdomäne Münsterlingen. Die ersten zehn Jahre arbeitete er konventionell, dann zehn Jahre nach der integrierten Produktion. Während dieser Zeit experimentierte er bereits im Stillen mit biologischen Methoden. Am 1. Januar 1990 wurde der Obstbau Münsterlingen ein Knospe-Betrieb. Viktor war zudem Mitgründer und erster Obmann des Bioobstbaurings Ostschweiz. Seine mit prägnanten Äusserungen gespickten Mitteilungen an die Mitglieder waren legendär und regten zum Nachdenken an, aber auch zum Widerspruch. Auf einer Fachreise nach Tschechien 1999 lernte Viktor das Land kennen, das damals einen Aufschwung im Biolandbau erlebte. Er stand einer Familie, die in Mähren einen Bioobstbaubetrieb aufbauen wollte, zur Seite und wanderte nach seiner Pensionierung dorthin aus. Viktor Rölli hatte noch etliche Pläne, doch nun hat sich sein Lebenskreis geschlossen. Wir bewahren das Andenken an den stillen Schaffer und energischen Kämpfer für die Sache und sind dankbar, mit ihm ein Stück Lebensweg geteilt zu haben.

Jakob Rohrer

Gesamter Nachruf
→ www.bioaktuell.ch

Ausgesprochen

«Die Sonne muss für alle scheinen»

Dieses Jahr haben die Umstellungen auf Biolandbau stark zugenommen. Diese Entwicklung ist erfreulich, wirft aber auch Fragen auf. Besonders was die Marktregulierung angeht, zeichnen sich die ersten Engpässe ab, vor allem bei Sonnenblumen, Raps und Soja. Bis jetzt konnten dank Ausdehnung der Verkäufe die Mehrmengen aufgenommen werden. Wird die Produktion jedoch nicht gut verwaltet, werden Überschüsse auftreten. Der Biolandbau erhebt sich nicht über den Markt und ist von denselben verheerenden Mechanismen bedroht, die derzeit in der konventionellen Milchproduktion grassieren. Die Grosshandelsunternehmen beherrschen den Markt und sind keine Menschenfreunde. Ich hoffe, dass eine Lösung für die Mengensteuerung zwischen den verschiedenen Abnehmern gefunden und von der Landwirtschaft gesteuert wird. Produzenten zu zwingen, immer billiger zu produzieren heisst auch, sie in einen Teufelskreis zu bringen. In einem solchen Umfeld verschwinden die Kleinen, die Grossen werden immer grösser, bis sie schliesslich ebenfalls aufhören, wenn die Preise die Kosten nicht mehr decken. Las-



sen wir nicht zu, dass sich diese Situation im Biolandbau entwickelt. Bleiben wir solidarisch und wachsam, denn die Bioproduktion in der Schweiz muss allen – Kleinen und Grossen – erlauben, ihr Leben zu verdienen. Ich wünsche mir, dass die Grossverteiler sich bewusst werden, dass hinter diesen Produkten Produzenten stecken, die von ihrem Beruf anständig leben können müssen.

Claude Peguiron, Mex VD

Leserbriefe

«Ohrmarken: Wieso nicht Equiden und Rinder gleichstellen?»

Wir haben vom Veterinäramt einen Brief zur Anpassungspflicht erhalten. Grund der Beanstandung: Zwei unserer Rinder waren nicht mit Ohrmarken versehen und konnten daher nicht identifiziert werden. Die Behauptung, dass unsere zwei Rinder nicht identifiziert werden können, ist falsch. Unsere Kühe sind ordnungsgemäss bei der TVD registriert. Da ihre erste Ohrmarke auf der Weide abgerissen wurde, haben wir es vorgezogen, die neue an einem sicheren Ort aufzubewahren.

Rinder können ungeschützte Bäume total vernichten. Unsere Tiere weiden in einem mit Bäumen bepflanzten Park. Die Bäume sind mit Holzaufbauten umgeben, um sie zu schonen. Es ist unmöglich, den Tieren zu erklären, dass sie ihre Ohren nicht an diesen Aufbauten scheuern dürfen! Deshalb handelt es sich nicht um Fahrlässigkeit, vielmehr ist es uns unmöglich, unter diesen Umständen zu garantieren, dass unsere Tiere immer und zu jeder Zeit Ohrmarken tragen.

Zwar sind Ohrmarken weitgehend anerkannt, doch können sie neugeborenen Kälbern Schmerzen verursachen. Besonders den Kälbern, die mit ihrer Mutter zusammenleben. Diese leckt das Kalb reichlich und zwar nicht nur bei der Geburt, sondern auch später. Dabei stossen die Ohren auf grosse Aufmerksamkeit und jeder Zungenstoss an dieser Ohrmarke schmerzt. Dazu kommt, dass die Ohrmarken für die kleinen Ohren zu gross sind. Wir finden es nicht sinnvoll, dass Ohrmarken ab Geburt obligatorisch sind!

Unsere Ohrmarken werden an einem sicheren Ort aufbewahrt und stehen falls nötig zur Verfügung. An den Ohren unserer freien Kühe haben sie nichts verloren! Warum nicht Equiden und Rinder gleichstellen und letztere ebenfalls mit Mikrochip versehen?

Claire Thévenaz-Berney
Fiez VD

«Keine unternehmerische Freiheit»

Die Sendung im Schweizer Fernsehen über Bauernsuizide hat mich berührt. Als betroffener Landwirt (nicht suizidgefährdet, aber unter unglaublichem wirtschaftlichem Druck) will ich zur Meinungsbildung beitragen. Schnell heisst es: Die Bauern sind selber schuld, als Unternehmer müssen sie das unternehmerische Risiko tragen. Eben nicht! Kein einziger Landwirt trägt die alleinige Schuld an seiner finanziellen Misere. Unternehmerische Freiheit hat der Landwirt nicht. Die einzige Freiheit, die er hat, ist die Auswahl der Zwangsjacke (Betriebsrichtung), in die er sich begeben will. Ab diesem Entscheid übernehmen dann Tausende

von Gesetzen und Vorgaben. Die Betriebsrichtung bestimmt die Art der Investitionen, die getätigt werden müssen, um marktfähig zu sein. Jeder Franken Investitionskredit, der in der Schweiz vergeben wird, wird vom Staat absegnet.

Damit tragen Staat und Gesellschaft auch die Verantwortung über die offensichtliche Fehlentscheidung vieler Betriebe. Die Beratungsdienste sind von den Kantonen organisiert. Es war Beratung, die die Landwirtschaft in Milch investieren liess. Nun sind die Investitionen getätigt ... Es war Beratung, der man glaubte, Schweinemast sei profitabel. Nun sind die Investitionen getätigt ... (beliebig fortzusetzen).

Die Zahl der Betriebe mit Nebeneinkommen ist bedrückend. Ein Nebenerwerb heisst, dass es nicht zum Leben reicht, was man täglich auf dem Betrieb erwirtschaftet. Auch nicht, um die Kredite zu bedienen. Man muss zusätzlich ausserhalb des Betriebes arbeiten. Die Folge davon ist Überlastung. Kein Mensch kann über Jahre mehr als 100 Prozent leisten. Stellen Sie sich eine Arbeitsbelastung von 70 bis 100 Stunden pro Woche vor (inklusive Nebenerwerb) und das ohne Ferien, selten ausschlafen. So sieht es auf den Betrieben aus, auch auf unserem.

Ein grosser Anteil am Ertrag vieler Betriebe stammt aus den Direktzahlungen. Diese werden jedoch noch immer fälschlicherweise als Subventionen betrachtet. Die Zahlungen sind heute grösstenteils auf konkrete Leistungen bezogen und viele Betriebe haben sich danach ausgerichtet. Mit drei Auszahlungsterminen wird das Geld dann verteilt – ab Juni. Und was ist mit den ersten sechs Monaten des Jahres? Der Anteil der Direktzahlungen am Gesamtertrag macht bei Betrieben bis zu 50 Prozent aus. Diese Betriebe sind zur Sicherung der Liquidität auf eine erste Auszahlung spätestens im März angewiesen. Passiert dies nicht, sind Jahr für Jahr Betriebe in der demütigenden Situation, Versicherungen und Institutionen bitten zu müssen, Zahlungsziele auf Ende Juni zu verschieben. So ist es auch bei uns und die Erfahrungen, die ich Jahr für Jahr mache, sind absurd.

Landwirt zu sein ist der schönste Beruf überhaupt. Wir dürfen die geschöpfte Erde hegen und pflegen und damit unsere Mitmenschen ernähren. Wir gestalten die Natur, den Lebensraum der Menschen. Das ist die Kernangelegenheit der Landwirtschaft und die Kernkompetenz des Landwirtes. Ich wünsche mir, dass die Gesellschaft den Wert dieser Kompetenzen zur Kenntnis nimmt und entsprechend honoriert. Wenn es aus marktwirtschaftlichen Gründen nicht über Produktpreise geht, dann über andere, geeignete Massnahmen. Die Schweiz braucht einen gesunden Bauernstand, sonst verliert sie ihre Identität.

Urs Altmann
Kerzers BE

Ungekürzter Text
www.bioaktuell.ch > Magazin > Leserbriefe

Schicken Sie uns Ihren Leserbrief und Ihre Themenvorschläge für die Rubrik «Ausgesprochen» bitte an redaktion@bioaktuell.ch.

Auflösung Bildrätsel: 1C/2B/3A

- 1 Fritz Klein aus Wertheim D produziert nach Bioland-Richtlinien.
- 2 Peter Werder aus Cham ZG produziert nach Bio-Suisse-Richtlinien.
- 3 Heinz Keller aus Weinfelden TG produziert nach ÖLN-Richtlinien.

Nachruf



Schaffenskraft und Unternehmerethik

Zum Tod von Alfred Reinhard, Gründer der Hosberg AG

Alfred Reinhard, der Gründer und Inhaber der Hosberg AG, ist leider viel zu früh, kurz nach seinem 60. Geburtstag einer schweren Krankheit erlegen. In den 1980er-Jahren begann der Landwirt mit seiner Frau Esther auf dem kleinen Direktvermarktungs-Bauernhof Hosberg in Rüti ZH für drei weitere Produzenten Bioeier zu vermarkten. Er fand Kunden und gründete 1986 die Bio-KAG-Pastei GmbH, die zehn Jahre später zur Hosberg AG wurde. Aus den drei Produzenten wurden 160 Betriebe. Mit 90 Mitarbeitenden ist die Firma heute die grösste Bioeierhändlerin der Schweiz. Alfred Reinhard entwickelte mit seinen Mitarbeitenden eine Firma, die pro Stunde 54 000 Eier verarbeiten kann, eine breite Palette von Eierprodukten vermarktet, mit eigener Logistikflotte tätig und in verschiedenen europäischen Ländern an Produktions- und Verarbeitungsbetrieben beteiligt ist.

Alfred Reinhard war aber nicht einfach Händler und Verarbeiter, sondern beeindruckte durch eine kraftvolle ethische Werthaltung, die auf einer tiefen Gottesbeziehung basierte. Er investierte als Unternehmer zu Zeiten in nachhaltige Lösungen als andere diese noch abwinkten. So erreichte er, dass die Biolegehennen am Schluss nicht mehr in der Biogasanlage landen, sondern heute zu Würsten und anderen Fleischprodukten verarbeitet werden, oder dass viele männliche Legehennenküken nicht im Schredder landen, sondern gemästet werden. Für dieses letzte Projekt «Henne und Hahn» wurden Alfred Reinhard und die Firma Hosberg AG im Herbst 2016 mit dem Grand Prix Bio Suisse ausgezeichnet. Dieser Preis geht jährlich an eine Person oder Institution, die sich durch innovative und nachhaltige Leistungen für die Entwicklung des biologischen Landbaus und die Bioverarbeitung in der Schweiz einsetzt.

In den letzten knapp drei Jahren war Alfred Reinhard mit dem fortschreitenden Verlauf der neuromuskulären Krankheit ALS konfrontiert. Sein Werk konnte er in die Hände seines ältesten Sohnes Jonas Reinhard legen, der seit mehreren Jahren in der Hosberg AG tätig ist und weiter von seiner Mutter Esther Reinhard in der Führung des wachsenden Unternehmens unterstützt wird.

Stephan Jaun, Bio Suisse

Leserbrief

«Mit Elektrostatik zu mehr Ertrag»

Ich befürworte die biologische Landwirtschaft und bin zurzeit in der Ausbildung zum Landwirt. Die aktuellen Entwicklungen in der Landwirtschaft erfordern neue Methoden. Eine Methode wird viel zu wenig beachtet, obwohl sie sehr interessante Ergebnisse liefert: Werden Pflanzen (oder auch Tiere) in ihrer frühen Entwicklungsphase einem elektrostatischen Feld ausgesetzt, also einem simplen Hochspannungsfeld, in dem kein Strom fliesst, können Wachstum und Ertrag massiv gesteigert werden. Das haben Guido Ebner und Heinz Schürch entdeckt, als sie bei Ciba-Geigy (heute Novartis) Untersuchungen mit Getreide und Forellen durchführten. Bei den Pflanzen konnten Dünger und Pestizide reduziert oder weggelassen werden. Die Keimrate beim Getreide wie auch die Schlupfrate bei Forellen waren deutlich erhöht. Gleichzeitig wuchsen völlig überraschend «Urzeitformen» heran, die längst ausgestorben sind. Das Experiment mit den Forellen konnte dreimal in Serie erfolgreich reproduziert werden. Im Gegensatz zur Gentechnik bilden sich die Veränderungen jedoch nach mehreren Generationen, ohne weitere Behandlung, zurück.

1992 wurde die Versuchsreihe abgebrochen, da sich die Arbeiten «keinem Schwerpunktforschungsgebiet der Firma zuordnen liessen». Ebners Sohn, Daniel Ebner, führt die Experimente jedoch nebenberuflich weiter und entwickelte bereits ein kleines Seriengerät namens «Greenbox», um Saatgut zu behandeln.

Dank dem Interesse und der finanziellen Unterstützung einer bayerischen Agrargenossenschaft konnte Daniel Ebner 2008 von Bauern in Deutschland auf drei Feldern verschiedene Getreidesorten aussäen lassen. Der sogenannte E-Weizen erbrachte im Vergleich zur Kontrollfläche einen Mehrertrag von 20 Prozent – und das ohne Pestizideinsatz. Der Wuchs der E-Pflanzen war insgesamt geringer als derjenige der unbehandelten Kontrollgruppe, der Ertrag pro Pflanze jedoch deutlich höher. Beim E-Mais konnte der Mehrertrag im Vergleich zur Kontrollgruppe gar auf 38 Prozent beziffert werden. Auch in diesem Fall waren die E-Pflanzen kleinwüchsig, aber der Ertrag pro Stängel deutlich höher. Teilweise bildeten sie gar mehrere Stiele aus. Zudem zählte man bei den E-Sprösslingen im Durchschnitt drei bis fünf Kolben pro Pflanze, in Einzelfällen gar bis zu neun Stück!

Ich verstehe natürlich, dass das FiBL ein seriöses und umfangreiches Projekt nur mit den entsprechenden Mitteln verwirklichen kann. Ich bemühe mich, Sponsoren zu finden. Da aber meine freie Zeit relativ beschränkt ist und ich nur begrenzte diesbezügliche Kontakte habe, kann ich ausser dem Bekanntmachen dieser Technologie nicht viel mehr zu ihrem Durchbruch beitragen.

Samuel Dürrenmatt
Dietschwil SG
→ jet_sam@hotmail.com

Schicken Sie uns Ihren Leserbrief und Ihre Themenvorschläge für die Rubrik «Ausgesprochen» bitte an redaktion@bioaktuell.ch. Gedruckte Beiträge unter der Rubrik «Ausgesprochen» entschädigen wir mit Fr. 150.–.

Leserbriefe

Zum Artikel «Ackern ohne Pflug: gut für Boden und Klima», Bioaktuell 6 | 17

«Erträge sind wichtiger als Klimaschutz um jeden Preis»

Ich bewirtschafte einen Bioackerbaubetrieb und habe schwere Böden, wie auf den Versuchsflächen in Frick. Pflugloser Anbau birgt bei mir ein höheres Risiko von Ertragsausfällen. Oberstes Ziel ist bei mir aber, jedes Jahr möglichst den optimalen Ertrag zu erwirtschaften. Tiefere Erträge aufgrund der reduzierten Bodenbearbeitung müssen in die Wirtschaftlichkeitsberechnung einfließen und durch bessere Erträge in den folgenden Jahren oder durch tiefere Kosten kompensiert werden. Zudem darf der pfluglose Anbau nicht zu einer verstärkten Verunkrautung des Feldes führen, ansonsten müssen auch diese Mehrkosten in die Wirtschaftlichkeitsberechnung mit einfließen.

Den Fokus auf das Klima und den Humus zu legen ist schon in Ordnung. Doch sollte die Landwirtschaft nicht nur aufgrund der besseren CO₂-Speicherung zu pfluglosem Anbau verpflichtet werden, denn die Produktion von Nahrungs- und Futtermitteln hat Vorrang vor der Lösung von Problemen der Allgemeinheit. Wo die Landwirtschaft einen Beitrag leisten kann, soll sie es schon tun, aber sie hat eben auch eine nicht zu vernachlässigende Produktionsfunktion.

Markus Bopp
Oteltingen ZH

«20 Prozent mehr Humus in drei Jahren»

Die Resultate des FiBL kann ich bestätigen. Ich habe mit einem Automaten 18 Zentimeter tief Proben gezogen und mittels einer analytisch chemischen Kohlenstoffbestimmung, der Kinsey-Analyse, untersuchen lassen. In jeder Parzelle hat sich der Kohlenstoff angehoben und Humus aufgebaut. Durchschnittlich konnte ich in meinen Böden 21,9 Prozent Humus aufbauen – und das in nur drei Jahren. Zwar war das Anfangsniveau von ungefähr zwei Prozent Humus im Boden tief, aber der Zuwachs auf bis zu drei Prozent innert drei Jahren ist doch beachtenswert. Diese Resultate habe ich auf meinen 18 Hektaren mit durchgehender Flachbodenbearbeitung, mit Untersaaten, grüner Brücke und konsequentem Stallmistkompostieren nach Walter Witte erreicht. Beim System Witte entsteht sogenannter «MC-Kompost», also Kompost mit mikrobieller Karbonisierung, der die organische Substanz mikrobiell abbaut und fixiert, statt wendend verheizt. Feldbau so betrieben sollte gefördert werden! Der vierzigjährige DOK-Versuch im Baselbiet bestätigt, dass alle auf Pump leben und von der Kohlenstoffreserve zehren, auch die Demeter-Variante, aber die wohl am wenigsten.

Walter Zumbühl
Altbüron LU

«Direktzahlungskürzungen wegen Blacken und Disteln»

Mit Freude lese ich Ihren Bericht über den pfluglosen Anbau. Ich baue seit sieben Jahren pfluglos biodynamisch an. Wie Sie sich denken können, ist die Biodiversität auf dem Acker dadurch hoch. Was ich und vielleicht Sie darunter auch verstehen ist, dass sich viele Mitkräuter auf die freien Plätze zwischen den Kulturpflanzen schieben. Genau das ist das Problem. Nicht aus meiner Sicht, sondern aus der Sicht der Landwirtschaftsämter. Ich werde jedes Jahr genötigt, Disteln zu schneiden und Blacken zu stechen, obwohl diese ja Zeiger- und Problemlösungskräuter in einem sind. Aus meiner Sicht sind die Verordnungen, die den Landwirt anhalten, seine Äcker unkrautfrei zu halten, nicht mehr zeitgemäss und bedürfen einer Anpassung.

Gemäss der neusten Kenntnisse benötigt ein Boden eine gewisse Zeit, bis er in die Balance kommt, wenn man die Bodenaktivität erhöht. Man müsste eine Übergangsfrist von rund zehn Jahren vorsehen, in denen Unkräuter wachsen dürfen. Im Bodenkurs von Dietmar Näser wurde uns mitgegeben, dass es keine Massnahmen zur direkten Bekämpfung der beiden «bösen» Unkräuter gibt. Sie kommen nur dann vor, wenn sie ideale Bedingungen vorfinden, sprich verdichtete Böden. Eine Tiefenlockerung kann mehr Schaden als Nutzen bringen, wenn man Pech mit dem Wetter oder anderem hat. Mit pflugloser Bearbeitung dauert es, bis man mithilfe von Pfahlwurzeln auf der Tiefe der früheren Pflugsohle gelockert hat. Bis dahin haben die Kürzungen der Direktzahlungen schon grosse finanzielle Löcher gerissen oder noch schlimmer, die Streichung aller Direktzahlungen im Wiederholungsfall nach sich gezogen. Leider wird

es wohl noch einige Jahre, wenn nicht Jahrzehnte dauern, bis die Landwirtschaftspolitik sich des Themas bewusst wird und Änderungen bei der Verordnung beschliesst, die gemäss Art. 16, Abs. 1, Bst. b besagt, dass Flächen mit einem hohen Besatz an Problempflanzen von der landwirtschaftlichen Nutzfläche auszuschliessen sind. Bis dahin haben Landwirte wie ich starken Gegenwind, obwohl man für den Boden arbeitet und dafür gar weniger Ernte in Kauf nimmt. Mir wurde die Kürzung der Beiträge bisher vom Landwirtschaftsamt nur angedroht, wenn ich nicht binnen zehn Tagen meine Disteln und Blacken entferne. Bei einem Kollegen wurden die Flächenbeiträge für die betroffene Parzelle gekürzt. Es steht in der Verordnung, dass im Wiederholungsfall der doppelte Beitrag gekürzt, im dritten Fall der Gesamtbeitrag gestrichen und dazu eine Busse fällig wird.

Egon Tschol
Wilchingen SH



Probleme mit Beikräutern wegen Pflugverzicht?

Wenden Sie auf Ihrem Betrieb die reduzierte Bodenbearbeitung an und haben Probleme mit Beikräutern – bis hin zu Beitragskürzungen?

Wir interessieren uns für Ihre Erfahrungen zu diesem Thema. Schicken Sie Ihre Rückmeldung bitte an

→ redaktion@bioaktuell.ch

Leserbrief

«Axalp: Innovative Alppflege»

Nachtrag zum Artikel «Ärger auf der Alp», Bioaktuell 4 | 16

Im Verlauf der Zeit wurde die Alpwirtschaft immer weniger durch Grosseltern, Onkel, Geschwister und Cousins bewältigt und Löhne wurden teurer. Der Strukturwandel liess sowohl im Tal als auch auf dem Berg die Betriebe grösser werden. Das führt dazu, dass immer weniger Arbeitskräfte immer mehr Tiere hüten müssen. Das Gemeinwerk, also Instandhalten von Zäunen, Tränken und Gebäuden, sowie die Regulierung von Problempflanzen wurde weniger. Die heute drei Stunden pro Normalstoss (NST) reichen gerade für die Infrastrukturarbeiten. Die Zeit und auch die Kraft reicht nicht mehr, zu Nebenerwerb, Futterkonservierung im Tal und dem beschriebenen Gemeinwerk auch noch die Problempflanzen in Schach zu halten. Der Verbuschungsdruck ist vor allem entlang der Waldränder, aber auch an anderen besonderen Stellen sehr hoch. Auch die Anzahl der gesömmerten Tierarten hat abgenommen. Früher wurden auch Pferde, Esel und Ziegen aufgetrieben, heute wird fast ausschliesslich Rindvieh gesömmert. Um dem Verbuschungs- und Verunkrautungsdruck standhalten zu können, ist ein angepasster Tierbesatz sehr wichtig. Nur mit dem passenden Weidedruck können die Weiden genügend tief abgeweidet werden.

Ein entscheidender Fortschritt konnte auf der Axalp durch eine neue Bewirtschaftungsordnung erzielt werden. Da man früher Alpvieh auf der Sömmungsfläche als «Gemeinvieh» behandelte und daher Weideunterteilungen strikt tabu waren, konnte die Weideführung nicht optimiert werden. Seit die Sömmungsfläche zur Nutzung aufgeteilt wurde, hat sich das Blatt gewendet. Zwar sind die zugewiesenen Flächen nicht Eigentum und die Grenzen nicht fix, aber dennoch entsteht seit der Aufteilung eine sehr viel angepasstere Nutzung als dies in der traditionellen Bewirtschaftung möglich war. Es ist eine sehr eindrückliche und einleuchtende Veränderung. Die neue Nutzung bedarf viel Fingerspitzengefühl, Toleranz und Vertrauen. Wenn ein einziger Landwirt sein Veto einlegt, kann er die Sache zum Erliegen bringen und die Bewirtschaftung nach altem Alpreglement zurückfordern.

Eines ist trotz verändertem Weidesystem gleich geblieben: Es ist der Umgang mit Problempflanzen. Dort gilt auf der Axalp auch heute noch, dass man die Pflanzen am besten ausreisst (bei einigen Giftpflanzen nur mit Handschuhen) oder aussticht. Denn chemische Einzelstockbehandlungen wie auch Flächenbehandlungen reichen oft nicht aus, um Problempflanzen langfristig erfolgreich zu bekämpfen. Auch wiederholte chemische Bekämpfungsmassnahmen sind ohne angepasste Bewirtschaftung nicht erfolgreich und sind mit Arbeitsaufwand, Kosten und Gefahren für die eigene Gesundheit und mit Umweltschäden verbunden. Zudem ist der Einsatz von Herbiziden im Sömmungsgebiet auch ein Imagerisiko bezüglich gesunder und reiner Alpprodukte. Die manuelle Bekämpfung erscheint vorerst aufwendiger, ist jedoch auf Dauer die einzige Möglichkeit, Problempflanzen erfolgreich zu unterdrücken. Der Erfolg steht und fällt mit der angepassten Nutzung.

Stefan Schürmann
Altwis LU

Ausgesprochen

Die Kunst des Düngens

Max war ein guter Biobauer. Wann immer möglich, pflügte er bodenschonend mit den Pferden. Er nutzte seinen 2-PS-Mistzetter und wir häufelten die Kartoffeln mit den Pferden. Wenn wir über Nitrat diskutierten, dann waren wir uneins. Er zitierte jeweils den Biopionier Hans Müller: «Das Nitrat aus organischer Substanz ist nicht dasselbe wie jenes aus Kunstdünger. Das eine ist gut, das andere schlecht.»

Biobauern profitieren von den Nährstoffüberschüssen anderer. Sie dürfen bis zu 50 Prozent des Bedarfs mit Hofdüngern aus konventionellen Betrieben decken, mit Bewilligung gar 80 Prozent. Auch Gärreste und Recyclingdünger sind begehrt, bis zu 50 Prozent des Bedarfs sind erlaubt, Herkunft beliebig, nur keine GVO.

Kulturpflanzen brauchen Nährstoffe. Gezieltes, umweltschonendes Düngen basiert auf einer zuverlässigen Bedarfsanalyse, der Wahl des geeigneten Düngers und des richtigen Zeitpunkts. Organischer Stickstoffdünger kann je nach Herkunft Medikamente, Pestizide oder pathogene Mikroorganismen enthalten, ist unberechenbar und oft nicht zeitgerecht. Besonders im Gemüsebau hat synthetischer Stickstoff daher Vorteile.

Für die Produktion von synthetischem Stickstoff brauche es viel Energie, wird argumentiert. Doch natürliche Dünger werden über lange Strecken herumgekarrt. Die Distanz ist zwar im Biolandbau beschränkt, aber Kompost, Geflügelmist, Pilzsubstrat dürfen bis zu 80 km weit transportiert werden, Mist und festes Gärgut bis 40 km, Gülle und flüssiges Gärgut bis 20 km. Das ist energieintensiv, belastet unsere Umwelt und Gesundheit. Vom viel gelobten Kreislauf keine Spur!

Wenn im Biogemüsebau oder in viehlosen Ackerbaubetrieben

auch synthetischer Stickstoff eingesetzt würde, wäre der Anbau effizienter. Nicht der Kunstdünger an sich ist das Problem, sondern die Masslosigkeit. Die unter anderem dank Futtermittelimporten hohe Produktion von tierischen Lebensmitteln schadet der Umwelt und dem Klima und verschlingt viel Energie.

Marianne Bodenmann
Pusserein GR



Schicken Sie uns Ihren Leserbrief und Ihre Themenvorschläge für die Rubrik «Ausgesprochen» bitte an redaktion@bioaktuell.ch. Gedruckte Beiträge unter der Rubrik «Ausgesprochen» entschädigen wir mit Fr. 150.–.

Nachruf



«Unbeirrbar und optimistisch»

Zum Tod von Fritz Baumgartner, Landwirt und Mitbegründer des FiBL

Am 4. Oktober ist Fritz Baumgartner in seinem 89. Lebensjahr in Bärau im Emmental gestorben. Fritz Baumgartner hat in seinem Leben sehr viel bewegt. Er war einer der sieben Gründer der «Schweizerischen Stiftung zur Förderung des biologischen Landbaus», die das FiBL gegründet und getragen hat. Das erste Büro des FiBL im Jahr 1974 war auf seinem damaligen Landwirtschaftsbetrieb in Oberwil, dem Bruderholzhof. Diesen hat er zudem als Versuchsgut zur Verfügung gestellt. Fritz Baumgartner und seine Frau Anneli bewirtschafteten den Betrieb bis 1982 biologisch-dynamisch. Danach gingen sie zurück auf den grossen Betrieb La Branche in Mollie-Margot im Waadtland, den sie bereits 1964 zusammen mit einem heilpädagogischen Heim aufgebaut hatten. Diesen Betrieb führten sie noch 16 Jahre. 1998 übernahm ihn der jüngste Sohn Res. In diesen fast 35 Jahren haben Fritz und Anneli Baumgartner ihr grosses Fachwissen und ihre Begeisterung für die biologisch-dynamische Landwirtschaft an über 100 Lehrlinge weitergegeben. Als der Verband Schweizerischer biologischer Landbauorganisationen (VSBLO; heute Bio Suisse) gegründet wurde, trug Fritz als Präsident des Produzentenvereins für biologisch-dynamische Landwirtschaft wesentlich dazu bei, dass sich die biologisch-dynamischen und die biologisch-organischen Bauern und Bäuerinnen einigten und zu einem Verband zusammenschlossen.

Fritz war von 1973 bis 2007 ununterbrochen im Stiftungsrat des FiBL. Er hat alles miterlebt: das FiBL auf seinem Betrieb, dann im kleinen Einfamilienhaus an der Bottmingerstrasse, danach auf dem wunderschönen Bernhardsberg in Oberwil und schliesslich in Frick. Als biologisch-dynamischer Landwirt war er auch in der Begleitgruppe des DOK-Versuches. Für mich war er im Stiftungsrat wie ein Baum: unbeirrbar, stark, schützend, lebensbejahend, optimistisch. Er glaubte stets ans FiBL, in guten wie in schlechten Zeiten. Oft lächelte er an den Sitzungen ermutigend und dann holte er plötzlich aus dem Stand zu einem Exposé aus, das einem die ganze Welt erklären konnte.

Das FiBL denkt an ihn mit grösster Dankbarkeit zurück. Ohne ihn gäbe es uns nicht. Unter den Gründungspersönlichkeiten war es Fritz, der ohne Wenn und Aber sagte, wir brauchen ein Forschungsinstitut. Wenn er etwas sagte, dann galt das.

Urs Niggli, FiBL-Direktor, Frick AG

Leserbrief

«Permakultur statt belastete Gülle»

Zum «Ausgesprochen»: «Die Kunst des Düngens», Bioaktuell 8 | 17

Der Beitrag «Die Kunst des Düngens» in der Rubrik «Ausgesprochen» brach ein Tabu. Doch ich finde es sehr mutig und interessant, im Biolandbau über synthetischen Stickstoffdünger zu sprechen.

Ein Grundgedanke der meisten Biokonsumenten ist jedoch der Kauf von Lebensmitteln, die auf natürlicher Basis hergestellt wurden, vor allem auch aus gesundheitlichen Aspekten. Wie kann man sich, wenn man synthetischen Stickstoff einsetzt, noch vom IP-Label abheben? Dieses Label argumentiert ja auch damit, man düngt und spritzt nur so viel wie «nötig» sei.

Beim organischen Stickstoffdünger würde ich andere Schlüsse ziehen und auf Biobetrieben keine konventionelle Güllezufuhr mehr erlauben. Wieso muss man hundert Prozent Biofutter füttern, darf aber seine Pflanzen mit Nährstoffen von belasteter Gülle versorgen? Zudem sehe ich bei viehlosen Betrieben ökologisch keine Vorteile, wenn sie die organischen Dünger von einem Kollegen zukaufen, der für sie die «Umweltverschmutzung» tätigt. Noch schlimmer finde ich es, wenn die biokonformen Sackdünger von einem anderen Kontinent stammen.

Ich bin der Meinung, dass der Viehbesatz in der Schweiz abnehmen muss. Jedoch sehe ich die einzige sinnvolle Lösung im Biolandbau viehloser Betriebe in einer Permakultur. Damit würde vielleicht der Biogedanke von einem gemischten Betrieb mit einem nahezu geschlossenen Nährstoffkreislauf wieder zum Leben erweckt werden.

Und noch ein letzter Gedankenanstoss: Ich finde es wichtig, im Biolandbau den Energieaufwand nicht in den Vordergrund zu stellen, denn in Sachen Ressourcen-Effizienz stehen wir teilweise schlechter da als unsere konventionellen Kollegen.

Adrian Frei, Rümlang ZH

«Ideen für das Mischen von Hand»

Zum Artikel «Präparate mischen leicht gemacht», Bioaktuell 7 | 17

Das sei nichts für Leute, die von Hand rühren wollen, heisst es im Artikel über Dani Böhlers Anlage zum Rühren von Präparate-Spritzbrühen. Das stimmt nicht. Ich habe mit Dani Böhler an der Entwicklung dieser Apparatur mitgearbeitet. Mehrere der einzelnen Ideen, die wir in der Anlage zusammengeführt haben, stammen von Leuten, die von Hand rühren. Damit sind Teile der Anlage also auch brauchbar für Leute, die von Hand rühren.

Walter Stappung, Rufenacht BE

Schicken Sie uns Ihren Leserbrief und Ihre Themenvorschläge für die Rubrik «Ausgesprochen» bitte an redaktion@bioaktuell.ch. Gedruckte Beiträge unter der Rubrik «Ausgesprochen» entschädigen wir mit Fr. 150.–.

Leserbriefe

«Insekten sind drastisch reduziert»

Zum Artikel «Biolandbau fördert Nützlinge enorm», Bioaktuell 8 | 17

Herr Pfiffner beschreibt im Artikel, dass die Anzahl und Artenvielfalt an Insekten in der konventionellen Landwirtschaft stark reduziert ist – im Vergleich zum Biolandbau.

Ich kann Ihnen bestätigen, dass noch vor etwa 15 Jahren sehr viel mehr Insekten vorhanden waren. Ich habe seit den 1970er-Jahren ein kleines Sommerhaus am Murtensee neben dem Camping Salavaux. Schön eingebettet im Waldgürtel des Seeufers. Damals konnten wir nach dem Einnachten, wenn wir die Lampe über dem weissen Tisch anzündeten, nur noch schnell etwa eine halbe Stunde sitzen. Nach dieser kurzen Zeit waren der Lampenschirm und der ganze Tisch übersät mit einer Unmenge von sehr unterschiedlichen Insekten. Heute sind jedoch auch nach zwei Stunden nur ein paar Mücken und manchmal ein paar andere Insekten zu sehen. Ob sich die Vogelwelt auch dezimiert hat, kann ich nicht beurteilen, denn im Frühling scheint das Vogelkonzert noch intakt und wunderbar zu tönen, ausser dass es nicht mehr viele – wenn überhaupt – Nachtigallen hat.

Dies nur eine kleine Beobachtung aus einer Ecke der Schweiz, die gemäss Behörden unter Naturschutz steht und eine, von aussen gesehen, intakte Natur zu sein scheint.

Marianne Mantel
Bern

«Kein Kunstdünger für Bio»

Zur Rubrik Ausgesprochen «Die Kunst des Düngens», Bioaktuell 8 | 17

Als ich diesen Text im Bioaktuell las, war ich sprachlos: Sie, Frau Bodenmann, propagieren den Einsatz von synthetischem Stickstoff im Biolandbau! Und das in einem, von mir mitfinanzierten Bioheftli! Damit sägen Sie am stärksten Pfeiler der Biolandwirtschaft. Gerade das Verbot von synthetischem Stickstoff in der Biolandwirtschaft ist deren grösste Stärke.

Dr. Hans Müller, den Sie arg verunglimpfen, kannte ich persönlich. Er war ein hochintelligenter Mann und hat das komplexe Problem sehr früh erkannt. Seine Theorie, die er anhand von vielen wissenschaftlichen Versuchen erhärtete, lautete richtig zitiert wie folgt:

- Synthetischer Stickstoff, der übrigens von Fritz Haber für die Explosivstoff-Produktion der deutschen Rüstungsindustrie «erfunden» wurde, ist ätzend und wasserlöslich. Er schafft ein anaerobes Mikroklima und schädigt damit die Bodenlebewesen. Synthetischer Stickstoffdünger ist daher ein schlechter Dünger.
- Organische Substanzen, die eine aerobe Rotte durchlaufen haben, wie etwa gut gemachter Kompost, belüftete Gülle, Rottmist oder oberflächlich eingearbeitete Gründüngungen, aktivieren das Bodenleben. Solche Substanzen sind daher gute Dünger zu bezeichnen.
- In einem gut belebten Boden werden die Pflanzen gesünder

ernährt, und Schadorganismen wie gewisse Pilze oder Bakterien haben eine kleinere Chance zur Ausbreitung. Durch die Vielfalt der Mikroorganismen können sich auch unabhängige, stickstoffbildende Bakterien bilden – ähnlich den Knöllchenbakterien.

- Man soll alles tun, was den Boden-Mikroorganismen nützt – und alles vermeiden, was ihnen schadet!
- Der Biobauer muss seine Arbeit nach guter, landwirtschaftlicher Praxis (GAP) verrichten!

Seit über dreissig Jahren setze ich diese Thesen von Dr. Müller konsequent um, darum verstehe ich Ihr Problem nicht, Frau Bodenmann. Die von mir verwendeten organischen Dünger werden richtig aufbereitet und fachgerecht eingesetzt und sind darum unbedenklich. Es gibt dabei keine Transporte über grosse Distanzen.

Trotz dem permanenten Manko an Stickstoff auf dem Suisse-Bilanz-Papier haben unsere Kulturen eine schöne Farbe, einen anständigen Ertrag und eine gute Qualität. Seit fünfundzwanzig Jahren bauen wir rund vier Hektaren Freilandgemüse an, davon alle zwei Wochen einen Satz verschiedener Salate – und das Ganze ohne Bewässerung! Sogar in diesem extrem trockenen Jahr hat das funktioniert, weil unsere Böden gesund und durchlässig sind. Das ist effizient und ressourcenschonend.

Warum sollte ich also synthetischen Stickstoff einsetzen? Warum meine Mikroorganismen im Boden mit Kunstdünger vergiften? Warum die Pflanzen zu grösserem Zellwachstum antreiben? Um sie danach verdursten zu lassen? Warum soll ich den Markt mit noch mehr austauschbarer Massenware belasten? Um die Produzentenpreise zu drücken?

Ich gehe davon aus, dass der grösste Teil meiner Berufskollegen, ob Bio oder Nichtbio, ihre Arbeit richtig und verantwortungsbewusst tun. Die Missstände, die Sie, Frau Bodenmann, beschreiben, verurteile ich ebenfalls. Aber auch beim Kunstdüngereinsatz können Fehler gemacht werden. Darum widerspreche ich Ihnen in aller Deutlichkeit und erkläre: Der Kunstdünger hat im Biolandbau nichts zu suchen.

Samuel Otti
Oberwil BE

«Bienenpflege statt Serbelvölker»

Zum Artikel «Bienen sollen selbst klarkommen», Bioaktuell 5 | 17

Vorab: Wer mich kennt, kennt mich als passionierten Imker, überzeugt von einer biologischen Landwirtschaft mit Bienenhaltung als deren Bestandteil. Aber eines erfüllt mich mit Sorge: Die Haltung, die den Bienen zur Unterstützung die Behandlung mit Ameisensäure nicht mehr zukommen lassen will.

Die Bienen können nicht mit der Varroa «klarkommen». Ein umgangssprachlich flapsiges Wort beinhaltet noch keinen Wahrheitsgehalt. Der Parasit kommt aus Asien und konnte dort in einem langen evolutionären Prozess mit den asiatischen Bienen durch Verhaltensanpassungen in Schach gehalten werden – eine klassische, biologisch kluge Wirt-Parasit-Beziehung. Unsere europäischen Bienen, die *Apis Mellifera*, haben gegenüber

Ausgesprochen

diesen ursprünglichen Wirtsbienen des Parasiten einen Evolutionsrückstand von bis zu zehn Millionen Jahren. Sie sind ohne diese Verhaltensanpassungen der Varroa schutzlos ausgeliefert. Solch ein Rückstand bei einem komplexen Verhaltensmerkmal kann nicht in relativ wenigen Generationen der Evolutionsbiologie aufgeholt werden! Die Evolution kennt andere Zeitdimensionen. Wir würden unsere Bienenvölker von heute aufs Spiel setzen, die bei sorgfältiger Unterstützung diese invasive Globalisierung eines Parasiten aushalten können.

Es werden immer wieder Beispiele gebracht von «Resistenzen» oder «Toleranz» gegenüber der Varroa. Diese sind aber nur unter lokalen Bedingungen nachvollziehbar: In Südfrankreich beispielsweise wurden – bei wohlgeerntet sehr mässigem Erfolg – sämtliche regionalen Schwärme gemischt. Dort ist der Genpool innerhalb der Honigbienen noch sehr breit, da sich in der Region des Mittelmeers als Rückzugsgebiet während der Eiszeit (!) diverse Unterarten der europäischen Biene halten konnten. Vergleichbares gilt für die fast isoliert gehaltenen Waldvölker von Seeley oder auf Texel – alles ganz spezifische Haltungen. Trotzdem gab es in diesen Populationen verheerende Langzeitverluste – anerkanntermassen bei Stabilisierung auf sehr niedrigem Niveau. Und die berühmten Primorsky-Bienen? Hochgelobt, massiv importiert – dasselbe in Grün. Im Überblick aller Versuche besteht Einigkeit, dass Ansätze einer genetischen Widerstandskraft leider rasch verflachen und nicht in andere Populationen übertragen werden konnten.

In dieser Situation ist guter Rat teuer und jeder weitere ernsthafte Versuch ist es wert, unternommen zu werden. Einer dieser Vorschläge ist nun, gar nichts mehr zu tun und abzuwarten, wie sich die Dynamik zwischen Parasit und europäischen Bienen insgesamt entwickelt, eben «klarkommen lassen». Aber wollen wir das? Das würde heissen, dass über viele, viele Generationen hinweg geschätzte fünf Prozent der Bienenvölker überleben würden, in weit auseinanderliegenden Populationen und mit einer kleinen Volksstärke, die ich als Serbelvölker kenne. Man könnte also schon auf der Ebene der Gattung «Biene» und für *Apis Mellifera* der Evolution ihren Lauf lassen, müsste aber auf der Ebene des Bienenvolkes und bei den einzelnen Bienen totale Verluste in Kauf nehmen. Wollen wir das? Wollen wir auch die Äpfel mit Pinselchen bestäuben oder wie in den USA nur noch mühsam aufgepöppelte, halbtote Bestäubungsbiene herumkarren? Dürfen wir das? Ideologie darf doch nicht die Realitäten ausblenden – sonst werden wir unserer Verantwortung gegenüber den Bienen und unserer Gesellschaft nicht mehr gerecht. Dies gilt umso mehr, als dass erprobte und gut abgestützte Handlungsanleitungen zum Umgang mit der Varroa vorhanden sind.

Natürlich sollte man trotzdem züchten oder weitere genetische Merkmale der Varroaabwehr finden, die die Vitalität unterstützen oder andere Betriebsweisen wie Bannwabenverfahren oder Brutentnahme ins Auge fassen. Aber bitte mit Genauigkeit, Augenmass für die Wechselwirkungen und ohne flache Begriffe. Die Natur richtet manches, aber nicht alles – und wir Menschen betreiben Agrikultur und Apikultur zu unserer Freude, unserem Nutzen und zur Pflege der Bienen.

Gerd Schur
Buch TG

Die Palmöl-Kontroverse

Palmöl in Lebensmitteln muss deklariert werden. Da Palmöl in die Kritik geriet, wird heute meist RSPO-zertifiziertes Palmöl eingesetzt. Ist RSPO genau so gut wie Bio? Die Anfänge des RSPO überzeugten auch unsere Stiftung Paneco, und wir wurden Mitglied. Wir wollten es aber genau wissen. Auf 100 Hektaren Brachland, die uns die Regierung Indonesiens zur Verfügung stellte, legten wir in Partnerschaft mit Bauern und dem RSPO sowie mit Unterstützung der Weltbank eine Plantage für eine Pilotstudie an, die zusätzlich nach indonesischen Richtlinien biozertifiziert wurde. Dies erlaubte uns, zu überprüfen, wie sich die Biodiversität in der Plantage sowie in der ökologischen Ausgleichsfläche entwickelt. Nach fünf Jahren stellten wir fest, dass die Biodiversität überall drastisch abgenommen hatte. Fazit: Ob RSPO oder Bio, eine Palmölplantage ist eine Monokultur, die Biodiversität vernichtet und angrenzenden natürlichen Lebensräumen Biodiversität entzieht. Palmöl bedroht zudem die Existenz einer eigenständigen Bauernschaft und die Lebensmittelsouveränität Indonesiens. 1990 hatte Indonesien 0,7 Millionen Hektaren Palmölplantagen, heute sind es 13,5 Millionen Hektaren. Mit dem Vormarsch der Palmölplantagen schrumpfen nicht nur Regenwälder, sondern im grossen Stil auch Reisfelder, denn beide brauchen viel Wasser und fruchtbaren Boden. Selbstständige Bauern verlieren ihr Land und werden zu Billigarbeitern mit erhöhtem Gesundheitsrisiko in den Palmölplantagen. Der vertiefte Einblick in den RSPO und die Erfahrungen in Zusammenhang mit unserer Pilotstudie bewegten uns, 2016 aus dem RSPO auszutreten und gegenüber dem RSPO eine kritische Haltung einzunehmen. Das wirklich nachhaltige Palmöl ist noch nicht auf dem Markt. Bis es so weit ist, empfehlen wir den verantwortungsbewussten Konsumenten dringend, sich an einheimische Fette zu halten und eine gesunde Küche mit Frischprodukten zu pflegen, denn in den Fertigprodukten, dort steckt das Palmfett drin!

Unsere Vision ist es, im Rahmen einer interdisziplinären wissenschaftlichen Studie eine innovative Biopflanzwirtschaft zu entwickeln – nach dem Modell der traditionellen kleinbäuerlichen Polykultur wie sie in vielen Südländern praktiziert wird.



Darin können Naturschutzgebiete, Wildkorridore und Ökotourismus integriert werden. So könnten neben nachhaltigem Palmöl auch Obst, Kakao, Kaffee, Tee, Gewürze, Heilpflanzen sowie tropische Harthölzer, Rattan oder Bambus produziert werden. Paradiesische Aussichten!

Regina Frey
Gründerin Paneco
Berg am Irchel ZH